

XX 244  
19

2  
С. И. ПЕТРОВ

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

# Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der RKP (B.) der A.S.S.R. der Wolgadentschen

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 35.

Pokrowsk, 12. September 1926.

Jahrgang 5.



Die ersten Waldanpflanzungen in unserer Republik.  
(9-jähriges Nichtemwäldchen in der Nähe von Djakowka.)

### Anzeigen:

Die Petit-Beile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.  
Fürs Ausland . . . . . 15 Cents.

### Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . . . 40 Kop.  
Vierteljährlich . . . . . 1 Rubl. 15 Kop.  
Fürs Ausland für 6 Monate . . . . . 3 Dollar.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Auf vorgeschobenem Kampfesposten. . . . .	553
Politische Rundschau. . . . .	554
<b>Wirtschaft und Wissen:</b>	
Das Gesicht dem Dorfe zu. Von J. Schmidt. . . . .	555
Zur Technik der Tabatsbearbeitung. Von W. Sjurjulin. (Schluß.) . . . . .	556
Kohlenverflüßigung. Von C. Pfeiffer. . . . .	558
<b>Kooperation und Landwirtschaft:</b>	
Kooperative Aufklärung. Von R. Winschu. . . . .	560
Nachtrag zu dem Artikel „Gemüse im Mennonitendorf“. Von Prof. Dr. K. Lindemann. . . . .	560
Welche Milchviehbrasse soll man sich halten? Von Tierzuchtdirektor Dr. h. c. Peters, Königsberg, Pr. . . . .	561
Auswahl von Bachtischujamen. Von J. Kochasnikow. . . . .	562
<b>Aus Stadt und Dorf:</b>	
Korrespondenzen. . . . .	563
<b>Kultur und Natur:</b>	
Der Freiheit Lobgesang. Von Robert Preußler. . . . .	565
Der Tod eines Regers. Von Michael Gold, Newyork. (Schluß.) . . . . .	565
Der „Tote Punkt“. Von Johannes R. Becher. . . . .	566
Ein scheckiges Gelichter. Von M. Frank. . . . .	568
Aphorismen. Von Joh. Serch. . . . .	568

---

# Unsere Wirtschaft

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 35

Potrowst, 12. September 1926.

Jahrgang 5.

## Auf vorgeschobenem Kampfesposten.

Von allen verlassen, führen die englischen Bergarbeiter nun schon den 5. Monat einen hartnäckigen, auszehrenden Kampf um ihr Dasein. Was haben die Bergwerkbefitzer im Einvernehmen mit der Regierung nicht schon unternommen, um den Kampfesmut und die Ausdauer der Arbeiter zu brechen! Es ist doch jetzt schon für jeden klar, daß die Konstitution, die Demokratie, der „über den Klassen stehende Staat“ mit seiner ganzen Macht — daß alle diese Einrichtungen der Bourgeoisie in jedem Fall gegen die Arbeiterklasse gerichtet und nur dazu bestimmt sind, den Arbeitern die Augen zuzuschmieren. Der Stolz der englischen Bourgeoisie, das Gesetz über die Unantastbarkeit der Persönlichkeit, das nun schon seit Jahrhunderten besteht, wurde bei der ersten wirklichen Gefahr Monat für Monat mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit abgeändert. Also ist auch das Gesetz habeat corpus gegen die Arbeiterklasse gerichtet.

Und die linken Führer der englischen Gewerkschaften merken von all dem aber auch gar nichts und sind auch im ferneren der Konstitution der Bourgeoisie treu. Nach ihrem eignen Verrat (der Beendigung des allgemeinen Streiks am 13. Mai) tun sie, als ob gar nichts vorgefallen wäre, was die Konstitution, und wie diese schönen Dinge noch alle heißen, für die Arbeiterklasse unannehmbar macht. Sie fahren fort, unsere Hilfe als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der englischen Arbeiterbewegung anzusehen.

Und wie steht die Frage der internationalen Arbeiter-solidarität? Nach dem Krieg 1914 ist der heutige Konflikt in der englischen Bergwerkindustrie eins der wichtigsten Ereignisse in der Arbeiterbewegung. Der Unterschied besteht darin, daß damals scheinbar Kapitalist gegen Kapitalist, Vaterland gegen Vaterland stand und heute der Klassengegensatz uns in seiner völligen Nacktheit vor Augen

steht. Und wieder entschieden sich die internationalen Arbeiterführer für die Unterstützung des Kapitalismus. Nur die Form der Unterstützung ist heute eine andere. Im Jahre 1914 konnte man den wirklichen Klassengegensatz durch die Verteidigung des Vaterlands erklären. Deshalb war der Verrat ein offener. Heute steht offenbar Klasse gegen Klasse, und deshalb geht es nicht an, einen solchen offenen Verrat zu begehen. Man erweist den streikenden Arbeitern 4 Monate lang keinerlei Hilfe, stellt in verstärkter Maße Streikbrecherkohle zu und unterstützt dadurch die eigenen Kapitalisten, die große Profite machen, neue Märkte erwerben usw., stärkt die englischen Kapitalisten in ihrem Kampf gegen die Arbeiter, so daß sie unabhängig von dem Mangel an eigener Kohle weiterwirtschaften können, und schwächt die Bergarbeiter in ihrem schweren Kampf. Jetzt, da sich die eignen Arbeiter gegen eine solche Taktik auflehnen, muß man im 5. Monat an die Hilfe denken. Um aber auch diese Hilfe in einen Spott zu verwandeln, macht man daraus ein Buchergeschäft mit Bucherprozenten.

Ihren einzigen Freund hat die Arbeiterklasse Englands in der Arbeiterklasse des Rätebundes und der revolutionären Arbeiterschaft Europas gefunden. Unsere professionellen Verbände führen nun eine Kampagne zur regelmäßigen Unterstützung mit einem Prozent vom Arbeitslohn aller Arbeiter des Sowetbundes bis zum Ende des Kampfes durch.

Der Zentrale Gewerkschaftsrat hat wieder 3 Millionen Rubel an die hungernden Bergarbeiter geschickt. Unsere Aufgabe ist es, den englischen Brüdern auch fernerhin zu helfen, wie sie uns halfen, als sie die Abberufung ihrer Armeen aus Rußland während des Bürgerkriegs durchsetzten.

Die Aufgabe der englischen Arbeiter ist es, die Lehren des eignen Kampfes eifrig zu studieren,

ihre Freunde und Feinde zu erkennen und sich in Zukunft nur wirkliche Freunde der proletarischen Bewegung als Führer zu wählen. Natürlich ist das letzte auf dem gegenwärtig tagenden Kongreß noch nicht zu erwarten. Aber die Erkenntnis wird eine

immer größere Menge erfassen, so daß sich die jetzige Millionenminderheit in eine Mehrheit verwandeln wird. Auch das Durchdringen dieser Erkenntnis müssen wir durch unsere Erfahrungen fördern und begünstigen.

## Politische Rundschau.

Der mandshurische Diktator drängt sich wieder frech in den Vordergrund der Ereignisse. Tschang-Tso-Lin stellt wieder provokatorische Forderungen an die Sowetregierung bezüglich der Ostchinabahn, die bekanntlich unseren Hafen Wladiwostok mit dem übrigen Sowetlande durch chinesisches Gebiet verbindet. Er will nun die Schiffe, die der Bahn gehören, an sich reißen und außerdem die Gelder, die die Eisenbahnverwaltung gegenwärtig für Schulzwecke ausgibt, in seine Tasche bekommen, um sie dann für seine Kriegsunternehmen zu verwenden. Und wieder, wie auch das erstemal, handelt er eigenmächtig, ohne den Rätebund von seinen Forderungen zu verständigen. Die Räteregierung gab ihm ganz höflich zu verstehen, daß sie solche eigenmächtigen Verfügungen über das Vermögen des Rätebundes nicht duldet. Es ist klar, daß diese Vorstöße auf Hilfezusicherung von seiten irgendeines Großstaats zurückzuführen sind. Erst vor kurzem trat der englische Berater Tschang-Tso-Lins mit einem Plan der englischen Hilfe an Tschang an die Öffentlichkeit.

Im Süden Chinas rückt die Kantoner Armee immer schneller nach Norden vor. Sie hat schon den Hauptfiß Wu-pei-fus, die Stadt Hankou, besetzt, die mit den beiden in sie hineingewachsenen Städten Utschan und Hanjan über 2 Millionen Einwohner hat und nach Schanghai die am stärksten entwickelte Industrie besitzt. In Hanjan befinden sich die besten Waffenfabriken und das größte Arsenal Chinas.

Die Generale Wu-pei-fus lehnen sich gegen ihn auf und verlangen, mit Kanton Frieden zu schließen.

Deutschland ist nun endgültig als „vollberechtigtes“ Mitglied der Völkervereinigung aufgenommen. Im März wurde die Frage offen gelassen, und während der ganzen Zeit arbeitete die Diplomatie der Großstaaten daran,

eine solche Kombination zu finden, die alle Beteiligten befriedige. Sie wurde in der Form von halbfesten Sitzen im Völkerbundsrat für die Mittelstaaten Europas gefunden. Diese sind jedoch wenig erquickt von dem ganzen Kuhhandel, da sie bei dieser Gelegenheit ebenfalls auf beständige Ratssitze im Völkerbund gewartet hatten. Sie haben doch dem Völkerbund viel größere Dienste erwiesen als Deutschland und sind nun hintangestellt. Das ist in ihren Augen ein großes Unrecht. Polen, das sich auf einen Krieg mit seinen Nachbarn im Osten vorbereitet, hat den Völkerbund, und vor allen Dingen England nötig; deshalb verschluckt es die bittere Pille, um seine Ansprüche bei einer günstigeren Gelegenheit geltend zu machen. Aber Spanien sagte sich von der weiteren Mitarbeit im Völkerbund los. Also sehen wir, daß die Völkervereinigung auf große Opfer eingeht, um die Möglichkeit zu haben, Deutschland uns gegenüber zu stellen.

Gegenwärtig tagt der Jahreskongreß der englischen Gewerkschaften, zu dem unsere Gewerkschaftsdelegation von der englischen Regierung nicht zugelassen wurde. Der Zentralrat unserer Gewerkschaften wandte sich mit einem Aufruf an den Kongreß, in dem hervorgehoben wird, daß die wichtigste Aufgabe des Kongresses die Hilfe an die Bergarbeiter ist. Der Kongreß muß seine weitere Aufgabe darin sehen, die Lehren des allgemeinen Streiks richtig zu verstehen. Die Arbeitersolidarität muß nicht nur in Worten angestrebt, sondern in die Tat umgesetzt werden. Das Einreiseverbot wird als eine Rache der englischen Bourgeoisie für die Hilfe an die Bergarbeiter gebrandmarkt.

Der Rätebund hat wieder eine große Errungenschaft auf dem Gebiete der Friedenspolitik zu verzeichnen. In der letzten Woche wurde ein Neutralitätsvertrag zwischen dem Rätebund und Afghanistan, das England so gern gegen uns aufstacheln möchte, abgeschlossen.

## Wirtschaft und Wissen.

### Das Gesicht dem Dorfe zu.

Von J. Schmidt.

„Uns will es ein schwaches „Gesicht dem Dorfe zu“ scheinen,“ schreibt Gen. Chr. Schneider in einem Brief an die Redaktion, „wenn die Preise nicht nur nicht fallen, sondern im Gegenteil häufig noch steigen.“ In seinem Brief kommt Gen. Schneider auf die Hauptfragen der Beziehungen in unserem proletarischen Staate zu sprechen, und da er bekanntlich die Ansichten der Bauern gewöhnlich widerspiegelt, so wollen wir hier kurz auf seine letzten Briefe eingehen, um den Bauern möglichst klare Antworten auf die sie bestürmenden Fragen zu geben. Wir sind vollständig mit Gen. Schneider einverstanden, daß das eine ganz unnormale Erscheinung ist. Nur was die Ursachen dieses Uebelstandes anbelangt, so können wir uns nicht mit Gen. Schneider einverstanden erklären. Er schreibt: „Es kann sein, daß dort in der Stadt und in den Fabriken so manche wirklichen eifrigen Kommunisten sind, die das im Ernst und von Herzen so meinen, aber die Mehrheit ist es nicht, sonst würden wirkliche Erfolge zu sehen sein.“

Wenn die Erniedrigung der Preise eine solche Angelegenheit wäre, die von der kommunistischen Partei (ihren Mitgliedern) allein geregelt werden könnte, so wäre es eine Kleinigkeit. Dann hätte sie die schönen Losungen „Das Gesicht dem Dorfe zu“, „Regime der Sparsamkeit“ usw. nicht auszuwerfen brauchen; dann hätte es genügt, einen Befehl an die Parteimitglieder herauszugeben, und die Parteidisziplin hätte alle verpflichtet, diesen Befehl zu erfüllen. Die Nichterfüllung des Parteibefehls hätte dann eine Strafe zur Folge gehabt. Die Frage steht viel ernster. Die Erniedrigung der Preise ist eine Lebensfrage aller Werktätigen des Rätebundes. Die Arbeiter leiden unter den hohen Preisen ebenso wie auch die Bauern. Die Preiserniedrigung hängt von sehr vielen Bedingungen ab, vor allen Dingen von dem Zustand unserer Fabriken und unseres Handelsapparats. Unsere Fabriken (nicht alle natürlich) waren schon vor dem Krieg im Rückstand gegen die westeuropäischen und besonders gegen die amerikanischen und kamen durch die Zerrüttung während des Krieges und der Revolution noch

mehr in Rückstand. Diesen Rückstand können wir nur durch das Regime der strengsten systematischen, auf Jahre und Jahrzehnte berechneten Sparsamkeit überwinden.

Auch die Wirtschaftszweige, die Gen. Schneider anführt, kamen in große Zerrüttung. Es genügt, anzuführen, daß die Naphthaindustrie im Jahre 1920 gänzlich von den Engländern zerstört wurde und daß während der Zeit, da wir ohne Naphtha und ohne Kohle saßen, unsere Waldbestände längs den Flüssen und den Eisenbahnen so ziemlich ausgerodet wurden. Das Holz muß nun von weit auf die Flüsse gestellt werden, was die Preise stark erhöht.

Und unser Handelsapparat? Er besteht aus drei Teilen: dem Staatshandel, dem genossenschaftlichen und dem Privathandel. Der Staatshandel betreibt das Geschäft meist nur im großen und verkauft die Waren, die in den staatlichen Fabriken hergestellt werden. Die Genossenschaftsverbände betreiben Großhandel und die Konsumvereine meist Kleinhandel. Die Privathändler gehören ebenfalls zu beiden Kategorien. Daß der Privathändler direkt an den hohen Preisen interessiert ist, weiß jeder. Dabei kann er seine Taschen spicken und auch noch auf die Sowetregierung schimpfen, die an den hohen Preisen schuld sei. Von den Privathändlern erwarten wir keinen Kampf um die Preiserniedrigung; vielmehr müssen wir mit ihnen einen hartnäckigen Kampf um die Herabsetzung der Preise ausfechten.

Der kooperative und der staatliche Handel sind als Organisationen der Arbeiter und Bauern an den normalen Preisen interessiert. Aber noch Gen. Lenin wies fortwährend und sehr nachdrücklich darauf hin, daß in unserem Apparat viele fremde Elemente sitzen, die unbewußt oder böswillig für das Privatkapital wirken. Dabei verkaufen sie entweder große Partien Waren an Privathändler oder sie handeln wie der Verkäufer in Saratow, den Gen. Schneider anführt und der bei einem Magazin voll Waren allen Käufern gegenüber behauptet: „Die Ware haben wir nicht.“ Das sind freilich nur die größten Kniffe. Spezialisten im Handel sind alle ehemalige Privathändler oder frühere privilegierte

Diener der Privathändler, die sowohl ihre privatkapitalistische Gesinnung, als auch ihre Bekanntschaften im Lager der heutigen neuen Bourgeoisie trotz allem erhalten haben. Aber diese Spezialisten haben wir noch auf Jahre hinaus nötig; denn unsere Arbeiter und Bauern haben erst eine geringe Menge Spezialisten hervorgeschoben. Die ungenügende Vorbereitung und die böswillige Verdrehung sind auch größtenteils die Ursachen der übergroßen Mengen von Angestellten. Hinzu kommen die Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehung in geschäftlichen Angelegenheiten. Spielen sie nicht auch in den Genossenschaften im Dorf die größte Rolle? Werden nicht in vielen Genossenschaften spezielle belohnte Stellen geschaffen, um einem guten Freund Unterkunft zu geben? Werden nicht oft für alle Verwaltungsmitglieder bezahlte Stellen geschaffen, „damit es keine Beleidigungen gibt“? Und das nicht nur in der Stadt, sondern auch im Dorf, nicht nur im kleinen, sondern auch im großen. Es gibt noch eine ganze Menge solcher Sachen, die die Preise in die Höhe treiben, die alle herzuführen, eine Ummöglichkeit ist.

Nun eine andere Behauptung des Genossen Schneider. Er sagt: „Greift ein Stadtarbeiter nur mit der Hand an ein Warenbündel, so fällt schon so und so viel Aufschlag darauf.“ Schon der Aufruf der Gen. Rykow, Stalin und Kuibyschew weist darauf hin, daß viele Wirtschaftler geneigt sind, das Sparsamkeitsregime auf Kosten der Arbeiter durchzuführen. Das ist gänzlich verfehlt. Was die Lastträger anbelangt, so haben sie kein Monopol und erhalten ihren Lohn vom Arbeitgeber nach freier Abmachung. Und sie verdienen auch bei weitem noch nicht so viel wie vor der Revolution. Also nicht in diesen Kleinigkeiten liegt der Kern, sondern darin, daß wir die bürokratischen Auswüchse unseres Apparats noch nicht entfernt haben. Auch vor

der Revolution zahlten die Privathändler für das Fahren und Tragen ihrer Waren, und zwar noch mehr als jetzt; nur daß es damals kein Aufsehen erregte, weil es der „Händler aus seiner Tasche“ zahlte.

Wenn nun die Partei und die Sowetregierung die „pompösen“ Losungen „Das Gesicht dem Dorfe zu“ und „Regime der Sparsamkeit“ ausgeworfen haben, so bedeutet das keineswegs, daß man den Leuten mit schönen Worten die Augen zuschmieren will, um sie in ihrem eignen Haushalt weiter daben oder „sparen“ zu lassen. Wenn unsere Partei und unsere Regierung eine Losung herausgeben, so bedeutet das, daß sie die ganze werktätige Bevölkerung zu einem hartnäckigen Kampf um die Erreichung des gestellten Zieles auffordern. Es ist noch nicht gesagt, daß wir das aufgestellte Ziel unbedingt erreichen. Die Erreichung des Zieles hängt hauptsächlich von der Mithilfe der Arbeiter und Bauern ab. Also besteht nicht ein uralter Gegensatz zwischen Stadt und Dorf, wie sich Gen. Schneider vorstellt, sondern eine Interessengemeinschaft in den lebenswichtigsten Fragen. Es ist eine Lebensnotwendigkeit, daß wir unsere Fabriken den ausländischen technisch gleichstellen, ja sie noch besser stellen als die ausländischen; es ist eine Lebensnotwendigkeit, daß wir zu diesem Zweck in allen möglichen staatlichen Unternehmungen Mittel sparen. Auch die Mittel der Bauern, wenn sie auch noch so klein sein sollten, können als Einlagen in den Genossenschaften sehr viel leisten. Und als Beleidigung braucht das niemand aufzufassen; denn unsere Partei, unsere Gewerkschaften und endlich unsere Regierung führen mit den freiwillig eingelegten Groschen der Arbeiter und Bauern die größten Maßnahmen durch. Mit der Beihilfe aller Werkstätigen in Stadt und Dorf werden sie auch die letzten wichtigen Losungen durchführen.

## Zur Technik der Tabakbearbeitung.

Von W. Sjurjukin.

(Schluß.)

Bei der Umpflanzung werden die Pflanzen reihenweise in einer Entfernung von 12 Werschok in der Reihe und ungefähr 10 Werschok eine von der andern für Machorka und 12 Werschok für deutschen Tabak gesetzt. Die Pflanzen werden in ein vorher stark begossenes Grübchen gesetzt. Kurz nach

der Anpflanzung wird eine Besichtigung der Plantage und der nachgesteckten Tabakspflanzen an den Stellen, wo die früher angepflanzten nicht fortamen, vorgenommen. Ungefähr zwei Wochen später aber wird mit dem Hacken der Plantage angefangen, und nach 2—3 Wochen wird dieses wiederholt. Der

Zweck dieser Arbeit ist erstens Lockerung des Bodens und das Aufbewahren der Feuchtigkeit und zweitens das Entfernen des Unkrauts. Eine durchaus wichtige Arbeit bei der Pflege des Tabaks ist das Abpflücken der Blüten an dem Stamme (Hauptstengel der Tabakspflanze) und auch der in den Seitenhöhlungen wachsenden, sowie der von der Wurzel ausgehenden Sprößlinge. Mit diesen Operationen zwingt der Tabakspflanzer die von ihm kultivierte Tabakspflanze, ihre von der Erde und der Luft empfangenen Nahrungstoffe an die Blätter abzugeben; denn je weniger die Tabakspflanze von ihren Säften an Blumen und Sprößlinge abgibt, umso mehr wird davon an die Blätter abgegeben, so daß diese eine reichere Ernte liefern.

Die Ausgaben bei dieser Arbeit dürfen nicht gescheut werden, weil sie sich durch eine Erhöhung des Ertrags vielfach bezahlt machen. Einige Tabakspflanzer sind während der Entfernung der Blüten und Sprößlinge bestrebt, die Stärke des Tabaks zu regulieren. So müssen, wenn man leichtere Sorten erzeugen will, die Sprößlinge und Blüten später entfernt werden, nämlich dann, wenn erstere eine Höhe von 6 Werschok und sogar mehr erreicht und letztere sich ganz geöffnet haben. Und umgekehrt, wenn man sich mit dem Entfernen dieser Auswüchse früher, im Anfang ihres Wachstums, wenn sie noch schwach entwickelt sind, befaßt, so erzeugt man stärkere Sorten. Bevor man aber zu diesen Regeln übergeht, müssen sie zuerst in ökonomischer Hinsicht studiert werden, d. h. der Verlust des Ertrags durch späteres „Geizen“ im Vergleiche mit dem frühen, und zweitens wieviel der Wert eines Puders leichteren Tabaks höher steht als der Wert eines Puders des stärkeren Tabaks derselben Sorte. Das Ergebnis einer solchen Forschungsarbeit muß uns zeigen, was am einträglichsten ist: ob wir leichtere oder stärkere Sorten mit größerem Vorteil anbauen. So lange wir nicht zum ernststen Studium dieser Frage schreiten, so lange wird es auch noch keine Gründe geben, das Verfahren in der „Regulierung der Stärke“ zu empfehlen.

Wenn der Zweck des Tabaksbaus darin besteht, Samen zu ernten, so wäre es natürlich, daß alles darauf gerichtet sein müßte, einen Samen-ertrag in größter Quantität von einer jeden Pflanze und von einem bestimmten Flächenraum zu erzielen. Jedenfalls wäre dann in vielen Hinsichten das Verfahren bei dieser Kultur ein anderes. Nach den Worten des Professors N. J. Wawilow aber wäre

diese Art Kultur, wie wir schon an einem anderen Orte erwähnten, in unserem Rayon vielleicht eine vorteilhafte Sache. Aber doch ist's, wie schon gesagt, unbedingt notwendig, die Frage erst zu studieren, bevor diese Art Kultur der Bevölkerung empfohlen wird. Die Qualität des Tabaks hängt sehr viel davon ab, in welchem Reifezustande er eingesammelt worden ist. Deshalb ist das Bestimmen der Reife für den Pflanzer eine sehr wichtige Sache. Die Reife des Tabaks wird an den unteren Blättern erkannt, die ihre dunkelgrüne Farbe verloren und eine hellere angenommen haben. Außerdem erscheinen auf den Blättern kleine runde Flecke, „der Tabak bekommt Schmarren“, wie man bei uns sagt.\*)

Hernach werden die gereiften Blätter, deren Spitze heller als die übrigen Blätterteile sind, nach unten gehängt. Die gereiften Blätter werden vom Stengel leicht abgebrochen; sie besitzen einen würzigen Geruch, der besonders am Morgen stark ist. Die unteren Blätter reifen früher, die oberen aber später als alle übrigen. Deshalb wird auch die Ernte besonders der teuren Tabaksorten allmählich eingesammelt.

Infolge einer späten Umpflanzung des russischen und deutschen Tabaks kommt auch seine Reifezeit sehr spät und auch fast für alle Blätter gleichzeitig, weshalb auch die Einsammlung der Ernte meistens gleichzeitig, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des August geschieht.

Die Tabaksblätter müssen frei von Tau bei trockenem Wetter eingesammelt werden. Die Blätter werden zu Hause im Verlauf einiger Tage in Packen auf Haufen an einem kühlen Orte gepreßt; danach werden sie über einen dicken Faden oder auf dünne Steden gezogen, auf denen sie zum Trocknen in besonders eingerichteten Tabakscheunen aufgehängt werden. Getrocknet wird der Tabak durch die in der Scheune zirkulierende Luft, in keinem Falle aber durch Sonnenstrahlen. Nach dem Trocknen werden die Blätter in Bündelchen (Papuscki) zu 20—30 Blättern gebunden und gewöhnlich in einen Wohnraum gebracht, wo sie ungefähr 2 Wochen schwizen müssen. Während des Schwizens nimmt der Tabak eine dunkelgelbe Farbe und einen starken Tabaksgeruch an. Das bestätigt seine Reife für den Markt, d. h. daß er zum Verkauf fertig ist.

\*) N. Schütz und A. Kothermel. Der Tabak und seine Kultur. 1925.

## Kohlenverflüssigung.

Von E. Pfeiffer.

Der Ausdruck Verflüssigung der Kohle (wohlbemerkt, nicht des Kohlenstoffs, denn das ist eine ganz andere, vorläufig rein wissenschaftliche Sache) kann leicht irreführen. Es sind nun aber verschiedene Mitteilungen an die Öffentlichkeit gelangt, die alle von einem und demselben Ziel, nämlich von der Verwandlung fester Kohle in Kohlenwasserstoffe, d. h. in flüssige Oele, sprechen, und so ist es gut, wenn wir diese ganze Frage einmal ausführlich besprechen.

Unsere Zeit steht im Zeichen einer Veredelung und bessern Ausnützung der von der Natur gebotenen Brennstoffe. Wenn wir die festen Brennstoffe der Reihe nach betrachten, finden wir einen im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Alter stehenden Fortschritt in ihrer Auswertung. Braunkohle, das jüngste Glied in dieser Reihe, hat sich fast ungebührlich in den Vordergrund gedrängt und wird von manchem Chemiker beinahe für wichtiger als die Steinkohle gehalten. Bald nach Aufkommen der Braunkohlenausnützung begannen Versuche, diesen für Heizzwecke wenig wertvollen Rohstoff zu veredeln. Das älteste Verfahren dieser Art ist die Umwandlung der Braunkohle in Briketts. Den Braunkohlen wird dabei vor allem so viel Wasser entzogen, daß ihr Heizwert erheblich steigt. Neuere Versuche erwiesen weiterhin ihre besondere Brauchbarkeit zur Kohlenstauberzeugung als nützlichen Brennstoff für darauf eingerichtete Feuerungen. Ein Nachteil des später zu besprechenden Verfahrens nach Prof. Haber, die Braunkohle unmittelbar in Rohöl umzuwandeln, ist der verhältnismäßig große Energiebedarf, der eine reine Nuzausbeute (Nuzeffekt) von nur etwa 25 bis 30 Proz. übrig läßt. Durch Verkokung, die schon seit Jahrzehnten immer gründlicher bei der Steinkohle angewendet wird, kann man ihm jedoch zu einem bessern Wirkungsgrad verhelfen. Eben für diese Verkokung von Braunkohle gibt es bereits zahlreiche Wege. Den letzten Fortschritt zeigt hier ein senkrechter Drehofen der Kohlenveredelungs-G. m. b. H. in Ludwigshafen a. Rh. Da in diesem Ofen kein Teer verdampft, so läßt sich der anfallende Braunkohlenteer fast ohne Verlust gewinnen. Das außerdem erzeugte brennbare Gas wird durch Röhren anderer Verwendung zugeführt, und als hochwertiger Brennstoff bleibt ein Koksrückstand, der dem Steinkohlensatz nicht allzuviel nachsteht.

Bei der eigentlichen Verflüssigung der Kohle sind vorläufig zwei Verfahren streng zu unterscheiden. Das der Badischen Anilin- und Sodafabrik ist ein sogenannter katalytischer Vorgang, bei dem die Kohle zunächst vollständig vergast und dann wieder bei Anwendung hoher Drücke unter dem Einfluß von Reaktionsbeschleunigern (Katalysatoren) zu flüssigen Stoffen verdichtet wird. Der andere, nach seinem Erfinder, Professor Bergius „Berginverfahren“ genannte Vorgang beruht dagegen auf der Anlagerung von Wasserstoff an das Kohlenbitumen (die Asphaltstoffe) bei einer Temperatur, bei der sich dieses Bitumen eben zu zersetzen beginnt. Um das Berginverfahren vorweg zu nehmen: Hierbei wird fette, bitumenreiche Steinkohle oder Braunkohle fein gemahlen und durch ein im weiteren Verlauf selbst gewonnenes Oel in eine Paste übergeführt, die fortlaufend in die druckfeste Apparatur hineingepreßt wird. Bei 450° C wird diese Paste im Rührwerk unter 150 Atmosphären Druck mit Wasserstoff in innige Berührung gebracht. Dabei lagert sich der Wasserstoff an das in Zersetzung begriffene Bitumen an und bildet flüssige Stoffe, die fortlaufend in die anschließenden Apparate weitergeschafft und dort in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt werden. Man erhält bei diesem stetig weiterlaufenden Vorgang aus 1 t Kohle und 50 kg Wasserstoff etwa 450 kg verschiedener Oele, 210 kg Gas und etwas Wasser. Die Rückstände bilden ein Gemisch aus Asche und unzeretzten Kohlen- und Oelteilchen, das man verkoft oder zusammen mit dem gleichfalls gewonnenen Gas zu der für die Verflüssigung nötigen Erzeugung von Wasserstoff, Kraft und Heizung mit verwendet. Da der gesamte Energiebedarf aber wesentlich höher ist als die aus den Rückständen gewinnbare Energie, so ist ein Zuschuß von weiteren 50 Proz. Kohle nötig. Um also 450 kg Oel zu erhalten, braucht man etwa 1500 kg Steinkohle.

Wird eine Berginanlage einer Fettkohlenzeche angegliedert, die ihren aus der Kokerei anfallenden Gasüberschuß noch für Wasserstoffbeschaffung, Kraft und Heizzwecke heranziehen kann, dann verbessert sich das Verhältnis der gewinnbaren Oelmengen zum Aufwand an Rohstoff von einem Drittel auf die Hälfte. Auch die Gewinnung von Benzol und Aethylalkohol, einigen Wertstoffen des Kokereigases,



läßt sich nebenher erreichen. So würde der im Abfallgas einer Koksöfenbatterie mit 50 neuzeitlichen Öfen enthaltene Wasserstoffüberschuß genügen, um täglich 100 t Steinkohle zu verflüssigen und 50 t Berginöle zu gewinnen. Eine Einzelanlage nach dem Berginverfahren verarbeitet täglich etwa 700 bis 1000 kg Kohle. Die Güte der Kohle hat dabei nicht allzuviel zu bedeuten; selbst eine geringere Kohlenforte mit nur 30 Proz. Delausbeute kann noch wirtschaftlich sein.

Die ersten Patente auf das Berginverfahren wurden zwar bereits 1913 genommen, aber jetzt erst haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse besonders durch die Vermehrung der Dieselmotoren so weit entwickelt, daß mit der Notwendigkeit zur Gewinnung einheimischer Kohle auch der wirtschaftliche Erfolg gesichert ist. Zurzeit wird von staatlicher Seite in Schlesien eine große Fabrik nach dem Berginverfahren errichtet.

Die Methanolsynthese, wie man das Verfahren der Badischen Anilin- und Sodafabrik nennt, liefert in der Hauptsache nur einen einheitlichen Stoff, nämlich Methylalkohol. Einige andere mit anfallende höhere Alkohole erscheinen nur in geringen Mengen. (Das Habersche Verfahren böte im übrigen insofern eigentlich erhöhte Vorteile, als man auch eine bereits verkohnte Kohle verarbeiten kann.) Die Kohle wird im Gaserzeuger zunächst in ein Gemisch von Wasserstoff und Kohlenoxyd (in Wassergas) übergeführt, wozu eine sehr hohe Temperatur erforderlich ist. Ein Drittel des gewonnenen Gases wird abgezweigt und in Gegenwart von Eisenoxyd erneut mit Wasserdampf behandelt. Das Kohlenoxyd zerfällt dadurch in Wasserstoff und Kohlenäure. Die Kohlenäure wird durch Auswaschen beseitigt, der übrig gebliebene reine Wasserstoff dem Hauptgasstrom wieder zugeführt. Dieser setzt sich jetzt aus zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Kohlenoxyd zusammen, wie es für die Bildung des Methanols erforderlich ist. Das Gasgemisch wird nochmals gereinigt und dann bei 500° C der Einwirkung von Kontaktstoffen ausgesetzt. Dabei entsteht Methanol, das dauernd durch Abkühlung aus dem Gasgemisch entfernt und durch Zufuhr neuer Gasgemenge ersetzt wird. —

Während man damit bei Braun- und Steinkohle schon bis zu einem gewissen Grade dem Ideal der besten Ausnutzung nahegekommen ist, steht die Verwertung der Holzkohle immer noch auf jener Stufe, die sie schon erreicht hatte, ehe es überhaupt eine Technik im modernen Sinne gab. Die Praxis der Köhlerei benützt noch den seit uralten Zeiten üblichen Kohlenmeiler und ist deswegen auch nur dort lebensfähig geblieben, wo Transportschwierigkeiten die Anwendung billigerer Heizstoffe nicht zulassen. Man darf aber nicht vergessen, daß gerade im Holz, das ja den Ausgangsstoff nicht nur für die Holzkohle, sondern für jede Kohle überhaupt bildet, außerordentlich wichtige chemische Bestandteile zu finden sind, deren Gewinnung beim Meilerbetrieb unterbleiben muß. Das einzige Nebenerzeugnis der gewöhnlichen Köhlerei ist der Teer. Die Verwendung der Holzkohle ist demgemäß gegen früher, wo sie in der Industrie fast das einzige Mittel zur Erzielung höherer Hitzegrade beim Schmieden, Schmelzen, Gießen usw. darstellte, mehr und mehr zurückgegangen. Sie wird aber noch heute, zumal sie gewisse flüchtige Körper besonders leicht aufsaugt, zum Reinigen von Sprit benutzt; sie dient manchmal in feingepulvertem Zustand als schwarze Farbe und wird auch vielfach als Filtriermittel zum Reinigen von Trinkwasser verwendet. Da sie vollkommen frei von Schwefel und anderen schädlichen Bestandteilen ist, liefert sie ferner in der Metallurgie besonders reines Holzkohlenroheisen. Ihr immerhin schon großer Heizwert von 7000 Kalorien läßt sich hierbei durch ein neuerdings von Schrage und Polich vorgeschlagenes Verfahren, das lediglich in starker Anreicherung der verkohlten Holzstruktur mit Kohlenstoffteilchen besteht, bis auf 9000 Kalorien erhöhen. Außerdem wird die Festigkeit der Holzkohle bei dieser Behandlung erheblich erhöht. Möglich, daß sich so auch der Holzkohle wieder ein weiteres Anwendungsgebiet als bisher eröffnet; für die Aufkohlung des flüssigen Roheisens im Elektroofen könnte sie wohl an Bedeutung gewinnen.

Daß im Köhlereibetrieb in der nächsten Zeit wichtige Fortschritte in der organischen Chemie zu erwarten sind, läßt sich nach alledem jedenfalls voraussagen.

## Kooperation und Landwirtschaft.

### Kooperative Aufklärung.

Von N. W i n s c h u.

Im Laufe des Oktobers steht vor den Verwaltungsorganen der Konsumvereine die Aufgabe, in der allgemeinen Versammlung der Mitglieder Abrechnung über ihre Tätigkeit während des verfloffenen Geschäftsjahres zu geben. Nach dem Material, das in der Verwaltung des Rayonsverbands vorliegt, läßt sich annehmen, daß die Arbeit der meisten Verwaltungen als zufriedenstellend anerkannt wird, mit Ausnahme natürlich derjenigen Verwaltungen, die sich grobe Mißgriffe und Irrtümer haben zuschulden kommen lassen.

Über die Tätigkeit der Konsumvereine beschränkt sich nicht nur auf die wirtschaftliche Seite, nicht nur auf den Warenumsatz, sondern vor den Verwaltungen steht auch die große und wichtige Aufgabe, kooperativ-kulturelle Arbeit unter den Mitgliedern und der Dorfbevölkerung im ganzen zu leisten.

In dieser Hinsicht haben freilich die meisten Verwaltungen außerordentlich wenig, teilweise gar nichts getan. Als Entschuldigung werden sie voraussichtlich anführen, daß sie in erster Linie für die Anhäufung von Mitteln und für die Festigung der wirtschaftlichen Kraft ihrer Organisation sorgen mußten. Mit einer solchen Entschuldigung können wir uns auf keinen Fall zufrieden geben und einverstanden erklären. Wir wissen, daß von den im Rayonsverband der Wiesenseite vereinigten 89 Genossenschaften im vorigen Jahr 8300 Rubel für kulturelle Zwecke bestimmt wurden. Von dieser Summe wurden höchstens 25 Prozent nach ihrer Bestimmung verwendet; die übrigen 75 Prozent wurden

für die sogenannten gemeinnützlichen Zwecke verausgabt: für Reparatur von Brücken, Dämmen, öffentlichen Bauten, Anlage von Telephonen, Unterhalt von medizinischen Punkten usw. Selbstverständlich läßt sich nichts dagegen einwenden, daß die Genossenschaften Mittel für die Reparatur von Brücken, Telephonverbindung und and. verabsolgen; aber wenn die Verwaltungen diese Summen aus dem Kulturfonds nehmen, so beweisen sie damit, daß sie sich über die Bedeutung dieses Fonds und dieser Arbeit ganz und gar nicht klar sind.

Und welche weite Perspektiven eröffnen sich für kooperativ-kulturelle Arbeit! Womit kann der Gedanke des kooperativen Aufbaus der Menge besser vertraut gemacht werden als durch die Presse, die Organisation von kooperativen Zirkeln und Ecken bei den Lesehallen, Berichte, Lektionen über die allerverschiedensten Fragen der Wirtschaft usw. Allerdings haben in diesem Jahr in den Dörfern kooperative Zirkel und Ecken bestanden; aber die Arbeit in ihnen wurde nur schwach und viel zu wenig ernst geführt, da die Leiter der Genossenschaften diese Sache nicht ernst genug ansahen.

In dem beginnenden Jahr müssen sich die Leiter der Genossenschaften zur Richtschnur nehmen, diese Mittel ausschließlich ihrer direkten Bestimmung nach zu verwenden und nicht eine Kopeke für andere Zwecke auszugeben. Die Verwaltungen der Genossenschaften müssen sich ein für allemal sagen, daß die wirtschaftliche Festigung der Kooperation zum größten Teil von dem bewußten Verhalten der Mitglieder abhängt.

### Nachtrag zu dem Artikel „Gemüse im Mennonitendorf“.\*)

Von Prof. K. Lindemann.

Die Besprechung der Interessen der Hühnerzucht in Verbindung mit denjenigen des Gemüsebaues gibt mir Veranlassung, noch ein paar Worte als Zusatz zu meinem Aufsatz in Nr. 19 und 20

\*) In Nr. 19 und 20 dieser Zeitschrift.

dieser Zeitschrift über den Gemüsebau im deutschen Dorfe Süd-Rußlands zu sagen.

Ueber die großartige wirtschaftliche Bedeutung eines ordentlichen Gemüsebaues haben wir kürzlich eine höchst wichtige und interessante Mitteilung des

Professors Rytow, der als offizieller Leiter des Gemüsebaues im Gouv. Moskau arbeitet. Seinem kurzen Berichte, der in der Moskauer Zeitschrift «Сад и огород» Nr. 6 (1926) gedruckt ist, entnehme ich folgende Daten:

„Die Bauern des Gouvernements Moskau haben im Sommer 1925 in ihren Gemüse- und Obstgärten folgende Ernten erhalten:

Gemüse 25.000.000 Pud von 20.000 Dessj.;  
Obst und Beeren 1.000.000 Pud von 6000 Dessj.;  
Hopfenzapfen 3500 Pud von 100 Dessjatinen.

Der Wert dieser ganzen Ernte beziffert sich auf 10.000.000 Rbl.

Die Getreidfelder hätten einen solchen Ernteertrag nur auf einer Fläche von 200.000 Dessj. erzeugen können, was den fünften Teil der ganzen von Getreidefeldern eingenommenen Fläche des Gouvernements Moskau ausmachen würde.“

Diese Daten sind höchst belehrend und zeigen, daß die deutschen Wirte gut tun würden, bei den Moskauer Bauern etwas zu lernen.

Die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien Süd-Rußlands ist auf den toten Punkt geraten; wird sie auch weiter so betrieben wie gegenwärtig,

so muß sie unausbleiblich einem baldigen Ruin entgegengehen. Es ist schon die Zeit gekommen, daß die deutschen Wirte Südrußlands sich aufraffen und den „Nebenzweigen“ der Landwirtschaft (Gemüsebau, Viehzucht und Hühnerzucht) eine größere Aufmerksamkeit zuwenden sollten, wie es die russischen Bauern in Zentralrußland getan haben. Märkte zum Absatze der Erzeugnisse der Gemüse- und Obstgärten und der Produkte der Hühnerzucht werden sich selbstverständlich in genügender Zahl finden. Schickt ja doch das Südufer der Krim sein Obst nach Schweden und Norwegen und Taschkent sein auserlesenes Obst (15 P. aus 100 Pud) sogar nach Hamburg, wo es bessere Preise erhält, als selbst das Obst aus Deutschland und Frankreich; schickt doch Rußland Eier und Butter nach den entlegensten Gegenden Westeuropas. Selbstverständlich verlangen alle Nebenzweige der Wirtschaft eine verstärkte Arbeit; denn sie können nicht so vernachlässigt werden, wie der „liebe Weizen“, der seinem Wirte während seines Wachstums gar keine Arbeit macht, aber darum auch so entartet, daß das Weizenmehl in den deutschen Kolonien Südrußlands allmählich schlechter wird als das Roggenmehl in Zentralrußland.

## Welche Milchviehrasse soll man sich halten?\*)

Von Tierzuchtdirektor Dr. h. c. Peters — Königsberg, Pr.

Ueber diese Frage hat Agronom J. Koll in Nr. 20 der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ vom 11. Juli 1926 einen Artikel veröffentlicht, der bedeutungsvolle Fingerzeige gibt. In dem Artikel wird darauf hingewiesen, daß die einheimischen Rassen mit Kulturrassen gekreuzt werden müssen, um die Milchträge und das Lebendgewicht der Tiere zu heben. Als geeignete Rassen hierzu werden Holländer und Simmentaler in Vorschlag gebracht. Simmentaler und Holländer sind aber sehr verschieden. Das Simmentaler Rind ist Gebirgsvieh, das Holländer Niederungsvieh. Bei dem Simmentaler Rind spielt die Geeignetheit für Gespannarbeit eine große Rolle, während das Holländer Rind in erster Linie auf Milchleistung gezüchtet ist. Das Holländer Rind ist daher auch viel milchreicher als das Simmentaler.

\*) Obwohl wir mit einigen Ausführungen des Verfassers nicht einverstanden sein können, bringen wir den Aufsatz doch, da er immerhin zur Klärung der Frage beitragen kann.

Die Red.

Beide Rassen haben ein hohes Körpergewicht. Simmentaler und Holländer sind auch in Deutschland die am weitesten verbreiteten Rassen. Das Holländer Rind wird besonders in Ostpreußen in sehr guter Qualität gezüchtet und weist hier auch auf ärmeren Böden hohe Leistungen auf. Zweifellos wird sich das ostpreußische Holländer Rind zur Kreuzung der russischen Schläge viel besser eignen als die Original-Holländer, weil das ostpreußische Klima von dem der Sowet-Union stark beeinflusst wird und ihm deshalb auch viel ähnlicher ist.

Zum Belegen der nach Leistungen ausgewählten Rasse der russischen Landschläge Bullen von Rassen städtischer Bewohner oder von Mennoniten zu verwenden, ist natürlich nicht ratsam, da die Stadtleute, wie der Referent angibt, über die Abstammung ihrer Tiere keine Auskunft geben können und da die Mennoniten nach den Ausführungen des Referenten ihre Zuchtwahl nach Farbe und weniger nach Leistung treffen. Wenn also auch der

Weg, den Agronom Noll vorschlägt, eine gewisse Besserung verspricht, so wird man dabei doch nur langsam vorwärtskommen, und die Auswirkung wird eine zu geringe sein. Es kommt doch darauf an, die Produktion schnell zu steigern, und das kann nur geschehen durch Vatertiere aus systematisch auf hohe Leistungen gezüchteten Tieren. Solche Tiere müßte man wenigstens für die besten Rasse der russischen Rassen einführen. Zur Einfuhr wird sich am besten das ostpreussische Holländer Rind eignen, weil Ostpreußen, wie gesagt, mit seinem kontinentalen Klima dem russischen am nächsten verwandt ist. Junge, sprungfähige Vatertiere, 1 bis 1½ Jahre alt, von Vorfahren mit hohen Leistungen sind hier in großer Zahl und verhältnismäßig billig — für 1000 bis 1500 Mark das Stück — zu kaufen. Gute Leistungen sind hier im Lande 4000

bis 5000 kg Milch im Jahr mit 3,2 bis 3,5 Proz. Fett.\*) Bei starker Fütterung, die hier wegen des niedrigen Milchpreises nicht üblich ist, können viel höhere Erträge erzielt werden. So brachte z. B. die ostpreussische Herdbuchkuh „Sortenstie“, Herdbuch Nr. 130 760 an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, einen Jahresertrag von 10.315 kg Milch mit 3,52 Proz. Fett = 365,5 kg Milchfett.

Es ist zu empfehlen, zunächst einen Versuch mit einigen Wagenladungen zu machen. In jeden Eisenbahnwagen werden am zweckmäßigsten nur 6 Tiere eingeladen, damit die Tiere unterwegs gefüttert und getränkt werden können. Nähere Auskunft über die Transporte würde die Ostpreussische Holländer Herdbuch-Gesellschaft, Königsberg i. Pr., Handelsstraße 2, erteilen.

## Auswahl von Wachtshusamen.

Von J. Pochasnikow.

Die Arbusensamen müssen unbedingt von vollständig ausgereiften Früchten gesammelt werden, da unreife Samen sehr weitverzweigte Ranken bilden und spät Blüten und Früchte ansetzen. Arbusen- und Melonensamen gibt es sehr viele Arten, und jede Art unterscheidet sich in irgend etwas von der anderen. Die eine Sorte gedeiht besser in regnerischen Jahren, die andere stellt das gerade Gegenteil dar usw. Eine besonders große Bedeutung hat die Art der Samen bei den Arbusen. Man muß hauptsächlich solche Sorten wählen, die einen guten Geschmack aufweisen, ihre Eigenschaften bis in den späten Herbst hinein erhalten und schnell reifen. Alle diese Eigenschaften kann man durch langjährige praktische Arbeit selbst züchten; aber besser und leichter ist es, wenn man die Ergebnisse der Spezialisten im Wachtshubau ausnützt, die schon verschiedene feststehende Arten herausgezüchtet haben. Dabei muß bemerkt werden, daß man, um eine gute Ernte zu erhalten, nur immer eine Sorte auf ein Feld anpflanzen muß. Man soll nie einige Sorten im Gemisch anpflanzen; denn dadurch wird die Güte des Erntergebnisses stark beeinträchtigt.)\*

\*) Wenn man auf einem und demselben Felde verschiedene Sorten pflanzt, so werden die Pflanzen einer Sorte von den Pflanzen einer anderen bestäubt (kreuzweise Bestäubung), und die Arbusen verlieren ihre Sorteneigenschaften.  
Die Red.

Hier bringe ich die bei den Arbusenzüchtern und Bauern des Pokrowsker Rayons verbreitetsten Arbusensorten, die sich schon mehr oder weniger den heftigen klimatischen und Bodenverhältnissen angepaßt haben.

1. Die Arbusen „Muraschka“ ist weißschalig mit grauen Kernen und bringt sehr gute Ernteerträge. Sie hat rotes Fleisch, ist sehr schmackhaft und wird mittelgroß. Einzelne Exemplare werden auch sehr groß.

2. Die weißkernige Arbusen mit weißer Schale kommt in ihrer Einträglichkeit und in ihrer Güte der vorigen gleich, wird aber größer als jene. Die Wachtshuzüchter heißen sie noch „Liebling der Wolgadeutschen Republik“.

3. Der „Liebling des Chutors Pjatorst“ ist eine grünschalige Arbusen mit weißen Samen, die schwarze Enden haben oder schwarz umrahmt sind. Diese Arbusen wächst sehr schnell und reift früh. Gleich bei der Reife ist die Arbusen sehr gut und schmackhaft, erhält sich aber nicht lange,

\*) Die hier angegebenen Leistungen sind für unsere Verhältnisse nichts Ungewöhnliches. Bei den Mennoniten sind Milcherträge von 4000 bis 5000 kg (250 bis 300 Pud) mit einem größeren Fettgehalt als dem angegebenen keine Seltenheit. Wenn uns das Ausland keine besseren Leistungen bieten kann, so ist es vorteilhafter, einheimische Rassen, wie die Mennonitenkühe, die deutsche rote Kuh, Jaroslawka u. a., als Kreuzungsmaterial zu benutzen. Die Red.

weshalb man sie gewöhnlich in geringen Mengen anpflanzt, um sie schneller auf den Markt zu bringen.

4. Eine der besten örtlichen Arbusensorten ist die schwarzgestreifte grünschalige Arbusen mit weißen Kernen. Sie hat folgende Vorzüge vor den anderen Arbusen: Sie ist sehr einträglich und erreicht einen großen Umfang, hat rotes und sehr süßes Fleisch, erhält ihre guten Eigenschaften bis in den späten Herbst hinein und

gedeiht auf jedem Boden und bei jedem Wetter.

Den Samen dieser Arbusen erhielt man bei uns von der Unteren Wolga aus dem Dorf Antipowka. Deshalb heißt sie noch die „Antipower Arbusen“.

Außer diesen gibt es noch eine große Menge Sorten, aber wir glauben, daß die aufgezählten Sorten genügen, da sie für die Wolgadeutsche Republik und für den Pokrowsker Rayon im besonderen die geeignetsten sind.

## Aus Stadt und Dorf.

### Korrespondenzen.

**Pokrowsk.** Goldfunde im Bereich der Republik der Wolgadeutschen. Daß unsere Republik äußerst arm ist an Bodenschätzen, ist eine gut bekannte Tatsache. Töpferlehm bei Kufkus, Margstadt und an wenigen anderen Stellen, Ocker bei Köhler, Kalkmuschelsteinbrüche bei Deutsch Dobrinka, die seinerzeit eine beträchtliche Dreschsteinindustrie ermöglichten, Weißerde an der Slowla\*), von besonderer Güte bei Bollmer, dessen Einwohner den ganzen Süden der Wiesenseite damit versorgten, das ist alles, was mir von industriell und hauswirtschaftlich verwertbaren Mineralien aus dem Bereiche unserer Republik bekannt ist. Hinzukäme, daß die Phosphoritlager bei Sinentije sich möglicherweise auch noch weiter nach dem Süden bis nahe an Schilling heran erstreckten, worüber aber durchaus noch nichts Klares bekannt ist. Auch wäre vielleicht möglich, daß irgend ein Nutzwert den Gasen zukäme, die dem Erdloche bei Kauz (dem Kauzer Windloch) seinerzeit entströmten, worüber ich kurz in den Nachrichten im Frühjahr dieses Jahres geschrieben habe. Bei dieser Armut unseres Bodens an Mineralien wäre es umso bemerkenswerter, wenn folgende mir unter ganz glaubwürdigen Umständen mitgeteilte Tatsache sich bei weiterer Nachprüfung bestätigen würde; die Tatsache nämlich, daß im Sande des Flusses Jeruslan unterhalb des Dorfes Beljajejka und im Sande des Steppenflüßchen Soljanka, das sich in den Torgun kurz vor

dessen Vereinigung mit dem Jeruslan ergießt, Goldkörner gefunden haben. Die mir in Bettinger durch Frau K. auf meiner Reise zur Erforschung unserer Mundarten mitgeteilte Nachricht lautet folgendermaßen. Als die Frau K. noch ledig war, wohnte sie bei ihrem Vater, einem Bauern auf dem Rutter Schambavka bei Frankreich im Kanton Ballasowka. Er hatte in seiner Wirtschaft eine große Anzahl Enten, die, wie natürlich, sich in einem im Flußbette der Soljanka eingerichteten Teiche wohlfühlten und daselbst viel Schlamm und Sand verschlangen. Als es eines Herbstes vor etwa 30—35 Jahren an das Entenschlachten ging, stellte sich bei Öffnung der Entenmagen heraus, daß in denselben sich Goldkörnchen befanden. Das Gold wurde herausgewaschen und es bildete sich mit der Zeit ein hübsches Häufchen Goldes, sodaß der Vater der Frau K. für 80 Rubel Gold verkaufte. Später war der Goldgehalt äußerst gering oder gleich Null.

Nach Aussage derselben Frau K. fand auch der Mühlenbesitzer Pflaumer, dessen Mühle sich am Jeruslan bei Beljajejka befand, Goldkörner im Magen geschlachteter Enten. Da er Hunderte von Enten hatte, so fand sich immerhin etwas Gold zusammen, doch scheinbar nicht so viel, als beim Vater der Frau K.

Daß das Ganze wert wäre, von einem Fachmanne untersucht zu werden, scheint mir klar zu sein, — auch wenn der Goldgewinn ein äußerst kleiner wäre. Schon die Tatsache allein, daß sich im Flußsande des Jeruslan und eines seiner Nebenflüßchen Gold befände, wäre durchaus bemerkenswert.

\*) Gute Weißerde findet sich auch in der Grenze der Kolonie Bettinger vor.  
Die Red.

Es sei zum Schluß erwähnt, daß ich das Obige mit Erlaubnis der Frau K. hier mitteile.

G. Dinges.

**Messer.** Weshalb steht die Arbeit? Das Ortskomitee der Textilarbeiter ist schon ziemlich alt, aber die Arbeit ist noch immer so gestellt, daß die Mitglieder die allgemeinen Versammlungen nicht besuchen, worüber selbst der Vorsitzende des Komitees klagt. Woran hängt es denn da? An den Verbandsmitgliedern oder an dem Ortskomitee? Der eine schiebt die Schuld auf den anderen. Die Arbeiter sagen: Wenn der Göbel einen Bericht macht, so hat er immer das Ende verloren und kann es mit dem besten Willen nicht finden. Das werden die Leute müde, fluchen sich in den Bart und wollen nicht mehr kommen. Wenn sie zu Hause gefragt werden, was denn eigentlich vor war, so antworten sie: „Der Göbel hat gschwätzt.“ Was der Göbel gschwätzt hat, können sie nicht sagen, denn da waren viele Worte und wenig Sinn.

Auf solche Art kann man die Leute von den allgemeinen Versammlungen ganz gut verschrecken, statt sie heranziehen. Da muß man andere Methoden anwenden. Der Klub, der dem Ortskomitee übergeben wurde, ist ein schönes Lokal und könnte gut ausgenützt werden. Man hat aber noch nichts gemacht, denn „die Leute sind mit der Feldarbeit beschäftigt“. Dies ist nicht ganz richtig, denn zu Hause sind noch viele Mitglieder des Verbandes, denen man etwas bieten könnte, wenn man zu arbeiten verstände. Kurz und gut: die Arbeiter des Ortskomitees mit dem Vorsitzenden an der Spitze verstehen nicht, den Arbeiter zu interessieren, verstehen nicht die Aufklärungsarbeit, sowie auch die professionelle Arbeit richtig zu stellen. Das muß anders werden. Die Verbandsmitglieder müssen vieles verstehen lernen, was sie bis jetzt noch nicht verstehen, und dazu muß ihnen das Ortskomitee und niemand anders verhelfen.

Ein Durchreisender.

**Schönfeld** (Slawgoroder Bezirk, Sibirien). Nach 17 Jahren. Im Monat Mai d. J. hatte ich zum erstenmal nach 17 Jahren die Gelegenheit, meine alte Heimat, die deutschen Wolgakolonien, zu besuchen. Was ich da während meines kurzen Aufenthalts von 8 Tagen beobachtet habe, kann ich allerdings hier nicht alles niederschreiben; einen kurzen Ueberblick zu machen, sei mir jedoch gestattet.

Es war gerade die Zeit des Hochwassers, und in meiner Muttergemeinde Boaro war man mit dem Dämmen beschäftigt. Das ganze Dorf war fast Tag und Nacht auf den Beinen. Das Wasser drohte von drei Seiten ins Dorf einzudringen, was selbstverständlich verhütet werden mußte. Was mich da am meisten in Verwunderung setzte, war die großartige Disziplin, die die Leute an den Tag legten.

Das ganze wirtschaftliche Leben der deutschen Wolgakolonisten hat nach meiner Auffassung eine große Veränderung erfahren. Man sieht schon eine ganz andere Wirtschaftsweise, Bodenbearbeitung, Maschinerie usw. als vor 17 Jahren. Damals mähten die Bauern das Getreide meistens noch mit der Sense, während heute alles mit der Maschine gemäht wird. Genau so steht es auch mit dem Dreschen. Vor 17 Jahren wurde alles Getreide mit Dreschsteinen oder mit der Pferdedreschmaschine gedroschen (nur die Gutsbesitzer besaßen damals Dampfdreschmaschinen), heute aber wird alles Getreide, auch das der wenig bemittelten Bauern, mit der Dampfdreschmaschine gedroschen. Bei dem noch großen Mangel an Arbeitsvieh ist die Versorgung der Landwirtschaft mit Maschinen, die die lebende Arbeitskraft ersetzen, sehr wichtig. Der Traktor steht hier an erster Stelle. Auf dem Gebiet der Traktorisierung haben meine Dorfgenosse nicht wenig getan. Boaro besaß schon im Frühjahr 7 Traktoren, die an verschiedene Organisationen verteilt sind. Die Ländereien waren bis in die nächste Nähe des Dorfes umgeackert und besät. Jeder Bauer hat sein Teil Steppe eingefät, da er sein Land für normale Preise geackert bekam.

Boaro hat auch seine Ländereien neu eingerichtet, indem es seine 35 Werst lange Grenze in (wenn ich nicht irre) 12 Gruppen einteilte und nun zum Vielfeldersystem übergeht. Auch eine Musterwirtschaft wurde organisiert.

Die neue Landeinrichtung und der Uebergang zum Vielfeldersystem bringen es mit sich, daß der Bauer nicht in dem großen Dorfe, 20—25—30 Werst vom Lande wohnen wird, sondern auf seinem Lande, was wieder ein großer Vorteil für ihn ist.

Aehnlich wie in Boaro ist es auch in den anderen Kolonien. Aus all dem Gesagten ist zu ersehen, daß die deutschen Wolgakolonisten einer besseren Zukunft entgegengehen.

K. Liebrecht.

## Kultur und Natur.

### Der Freiheit Lobgesang.

Von Robert Preußler.

Es tönt ein Lied aus Sängers Mund,  
Das gibt der Welt die Freiheit kund,  
Der Menschheit großes Werden!  
Schon reißt des Liedes Klang und Wort  
Im Sturme der Begeisterung fort  
Die Völker rings auf Erden!

Was aller Zeiten Streben war,  
Das wird durch dieses Lied uns klar:  
Es sagt uns, daß wir siegen.  
Wer für der Menschheit höchstes Gut  
Den Kampf gewagt mit frohem Mut,  
Der kann nicht unterliegen.

Lang war die Arbeit ohne Wehr;  
Sie hatte weder Schild noch Speer,  
Die Feinde zu verjagen.  
Doch wo der Geist den Pfad erhellt  
Und sich in ihre Dienste stellt,  
Braucht sie nicht zu verjagen.

Was Großes schuf der Geist der Zeit,  
Das war der Menschheit nur geweiht  
Zum Trotz der dunklen Mächte.  
Schon braust es über Land und Meer:  
Wir brauchen keinen Vormund mehr,  
Nicht Herren und nicht Knechte!

„Frei sei, was Menschenantlitz trägt,  
In dessen Herz sich Sehnsucht regt  
Nach Glück und nach Vollendung!  
Und keiner sei so schwach und feig,  
Daß ihn ein anderer lenk' und beug' —  
Das sei die neue Wendung.“

So offenbart das neue Lied,  
Das jedes Freien Brust durchzieht,  
Uns, daß wir vorwärts schreiten.  
Drum soll der Freiheit Lobgesang  
Die Kämpfer all in Sturm und Drang  
Von Sieg zu Sieg geleiten!

### Der Tod eines Regers.

Von Michael Gold, Newyork.

Einzig berechnigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen.

(Schluß.)

„Nein,“ sie zwang die Worte über widerstrebende Lippen. „Das ist die Aufgabe einer andern Pflegerin.“

„Man wird mich ausschneiden und mir den „Pendix“ herausnehmen, wie?“ lachte er. „Komisch, daß sie so etwas haben wollen, aber ich gebe ihn gern . . .“

Fräulein Johnson wandte sich ab. Sie wollte nicht dastehen und dieser schlecht verhüllten Vertraulichkeit lauschen. Der Reger blickte ihr wehmütig nach. Eine halbe Stunde warf er sich hin und her; dann aber glühte sein Körper so sehr, und er empfand eine derartige Angst, daß er von neuem fast aufschrie.

„Fräulein Pflegerin,“ stöhnte er, „bitte, kommen Sie her.“

Sie kam.

„Was ist es jetzt?“

„Meine Füße sind kalt, als wollten sie erfrieren.“

„Sie haben genug Decken.“ Aber sie brachte ihm dennoch eine Wärmflasche.

Nach zwanzig Minuten jedoch überkam den Reger von neuem die Angst; er rief abermals nach der Pflegerin, bat um ein Glas Wasser. Und als sie es ihm reichte, versuchte er wieder, nach ihrer Hand zu greifen. Fräulein Johnson war fast erschrocken über diese unentwegte Vertraulichkeit.

Nun rief er sie fast jede halbe Stunde und versuchte immer von neuem, nach ihrer Hand zu greifen. Die Pflegerin wurde dermaßen empört und nervös, daß sie sich bei der Oberschwester beklagte, als diese steife feierliche Frau die Kunde machte.

„Ich kann alles dulden, Fräulein Adams, aber das nicht. Ich wußte ja gar nicht, daß Neger so toll auf weiße Frauen sind, obgleich ich schon davon gehört hatte. Jedesmal, wenn ich zu ihm komme, greift er nach meiner Hand.“

Die Oberschwester wollte den Neger tadeln, doch schüttelte diesen ein neuer Krampf; seine Augen rollten wild, sein Kopf fiel von einer Seite auf die andere wie bei einem Betrunknen. Er plapperte sinnlos vor sich hin: „Lissy, Lissy! Wo ist meine Lissy? Sie soll zu mir kommen. Ich brauche sie.“

„Machen Sie sich keine Gedanken“, sprach die Oberschwester freundlich. „Wir bekommen bisweilen derartige Patienten. Seien Sie würdevoll und zurückhaltend. Das wird ihm einen Eindruck machen, und er wird Sie nicht mehr belästigen.“ Sie verließ den Saal, ohne Fräulein Johnsons Problem gelöst zu haben.

Am folgenden Morgen benahm sich der Neger noch ärger; er schien Fräulein Johnsons Würde gar nicht zu bemerken. Er war um elf Uhr operiert worden, und als er aus der Narkose erwachte, rief er noch öfter nach der Pflegerin als am vorhergegangenen Tag und versuchte jedesmal, ihre Hand zu ergreifen. Sie wurde nervös, herrschte ihn ein paar Mal an. Der Arzt hatte ihr geboten, sorgsam auf den Neger zu achten. Es handelte sich um eine schwere Bauchfellentzündung, und der Neger war übel daran. Aber Fräulein Johnson hatte ihre Ruhe verloren; sie zeigte ihre Gereiztheit so deutlich, daß die anderen Kranken etwas bemerkten.

Der alte rheumatische Geschirrwäscher, der neben dem Italiener lag, hob scherzend den Finger und drohte. Die Pflegerin lächelte nicht, wie sie es sonst getan hätte. Es beschämte sie, daß die anderen Kranken die Vertraulichkeit des Negers bemerkt hatten.

Sie sprach auch darüber mit der Nachtpflegerin, sowie mit einigen Freundinnen im Schlaffaal; alle

drückten ihre Teilnahme aus. Am folgenden Morgen kam sie empört und entschlossen in den Saal. Sie wird den Neger durch Schweigen strafen, wie dies die Pflegerinnen bei jenen Kranken tun, die sie verachten. Wird ihn völlig unbeachtet lassen, ausgenommen in den dringendsten Fällen. Möge er nur Wasser verlangen; sie wird es ihm bringen, wenn sie Zeit hat. Rührt er noch einmal ihre Hand an, so wird sie überhaupt nichts mehr für ihn tun. Sie wird dem großen frechen Schwarzen schon klar machen, wohin er gehört.

Doch machte das ein Größerer als Fräulein Johnson dem Neger klar: der Tod. Als Fräulein Johnson den Saal betrat, sah sie im Dämmerlicht daß vor das Bett des Negers ein Wandschirm gestellt war. Die Nachtpflegerin erklärte, er liege im Sterben. Die Gifte fraßen an seinem starken Körper wie Säuren; er verfaulte bei lebendigem Leibe. Sein Stöhnen erfüllte den Saal. Die anderen Kranken verhielten sich sehr still, lachten und scherzten nicht. Fräulein Johnson trat, inmitten ihrer anderen Pflichten, hinter den Wandschirm, um nach dem Sterbenden zu sehen. Er schien sie gar nicht zu bemerken. Nur einmal rief er sie mit seiner schwachen kindlichen Stimme, die einst so tief und tönend gewesen war wie eine Glocke.

Sie trat hinter den Schirm und sah, daß das Ende nahe war. Der Neger war totenbleich; sie hörte das Köcheln in seiner Kehle. Er tastete nach ihrer Hand, und diesmal ließ sie sie ihm. Seine Berührung war eisig kalt; Fräulein Johnson lief ein Schauer über den Leib.

„O Fräulein“, murmelte er, und da er starb, standen in seinen Augen zwei helle Tränen.

Dennoch behielt Fräulein Johnson von ihm eine schlechte Meinung. Am Abend sprach sie zu der sie ablösenden Pflegerin: „Der Schwarze vom Bett Nummer acht starb heute vormittag. Korisch sind diese Neger; sie verlieben sich alle in weiße Mädchen. Ich kann ja viel dulden, aber so etwas, nein, das ist unerträglich!“

## Der „Tote Punkt“.

Ein Beitrag zur deutschen Literatur der Gegenwart.

Von Johannes R. Becher.

Die heutige Situation der deutschen Literatur ist dadurch gekennzeichnet, daß sie weder inhaltlich noch formell Probleme zu stellen vermag, geschweige

denn daß sie an der ernsthaften und verantwortlichen Lösung von Problemen mitarbeitet und teil hat. Die deutsche Dichtung hat in der Praxis längst



auf den Anspruch verzichtet, auf dem Gebiete der Ideologie mitführend und mitbestimmend zu sein. Eines der auffallendsten Merkmale der heutigen Dichtung ist ihre „Unwirtschaftlichkeit“, eine Verachtung des Wissens, was immer mit dem vollständigen Verfall einer Kunststrichtung identisch ist. Wüster Egoismus auf der einen, steriles Kraftzentrum auf der anderen Seite; was haben sie auch mit Wahrheit, die immer „entwickeltes Wissen“ ist, zu tun? Man ist gezwungen, um sich nicht selbst zu vernichten, sich krampfhaft vor der Wahrheit zu verschließen. Wir fragen: stellt die bürgerliche Literatur von heute Probleme, die wirklich Welt- und Zeitprobleme sind und für die man sich ernsthaft interessieren kann; schafft sie Formen, an die eine Zukunft anknüpfen kann; formuliert sie etwa exakt den bürgerlichen Verfall, führt sie weiter oder ergänzt sie wesentlich die Werke der großen Formulierer des bürgerlichen Verfalls, wie er in einem gewaltigen Aufruf schon vor Jahrzehnten von einem Zola, Flaubert, Dostojewski gestaltet wurde!? Die Antwort lautet auf jeden Fall: nein.

„Jeden Standpunkt zu Wort kommen lassen!“ Ein derartiger Standpunkt der Standpunktlosigkeit ist das Programm der besten literarischen Revuen der Gegenwart (z. B. der „Literarischen Welt“). Ein interessantes, mit allerlei amüsantem Klatsch zubereitetes Mischmasch, in dem jeder Ansatz von Ernst mit wahren Drogen von Plattheit, frivolstem Zynismus, hohlster Pathetik kombiniert wird; das nennt sich (und kann sich mit Recht nennen) eine repräsentative Vertretung der deutschen Literatur. Auch das Gefährlichste wird in solch einer Gesellschaft bei der üblichen Aufmachung gefällig. (Nicht sprechen wollen wir von der Kritik, die schon ganz offen auf Korruption, d. h. auf eine sogenannte „Inseratenkritik“ hinausläuft.) Diese Literaten sind bestenfalls noch Arrangeure, geistige Schaufensterdekorateure. Die Welt ist ihnen ein Potpourri, ein sensationelles Ragout von Dingen, Menschen und Meinungen, zu weiter nichts da, als einem ein wenig die eigene Langeweile, Gehirnölde und Herzensarmut zu vertreiben. Zu feige, das offen auszusprechen, was unausgesprochen in den Äußerungen dieser Literaturliquen enthalten liegt. Daß es „auch“ eine Aufgabe des Menschen ist, die Welt zu verändern, das Leben des Menschen bewußt zu gestalten — ach, das hat man längst vergessen oder mit ein paar billigen Witz als „Pubertätsromantik“ über Bord geworfen. Man nimmt, „reis“ und „vernünftig“ geworden, nur mehr flüchtig Notiz von der Welt, nicht einmal Kenntnis, o das wäre

ja schon zu anstrengend und zu viel [und lohnte sich nicht. Man wird abgefunden und findet sich damit ab. Stellung nehmen!?! Wozu? Einen Standpunkt haben? Vollendeter Blödsinn . . . Denn ihre Welt ist ein „Weiches, in das sich jeder Standpunkt eindrückt“.

\* \* \*

Es ist eine Tatsache, daß es auch heute noch eine kleine Minderheit bürgerlicher Schriftsteller gibt, die nur sehr widerwillig und voll tiefen Ekels und Abscheus in diese geschäftstüchtigen Kreise miteinbezogen werden. Eine Gruppe von ihnen hat erst neulich gegen den inhaltsleeren Salonbetrieb der Veranstaltungen des Pensklubs, einer internationalen bürgerlichen Schriftstellervereinigung, protestiert. Viel Schmerz, Enttäuschung und Empörung wird von diesen Menschen hinuntergewürgt, die Schritt um Schritt sich selbst aufzugeben gezwungen werden und die, um nur notdürftig vegetieren zu können, ein Ideal um das andere sich abhandeln lassen müssen. Glauben sie wirklich noch an den Tag der „Rache“, an die Zeit, wo es von Grund auf anders wird!?

Mancher von ihnen befindet sich heute in einer Situation, die man den „Toten Punkt“ nennen kann. Ihr Motor läuft Leerlauf. Sie haben sich, durch persönliche Erlebnisse und Erfahrungen getrieben, von der revolutionären Welle der Ereignisse getragen, aus der bürgerlichen Gesellschaft herausgewagt. Sie sind diesen Schritt aber nicht zu Ende gegangen, der, bei der konsequenten Verfolgung des Wegs, in den Reihen des Proletariats münden müßte. So stecken die Lebendigsten und Besten von ihnen, fest eingerammt, in einer Atmosphäre, die weder ein „Vorwärts“ noch ein „Zurück“ kennt. Man kann bei einigen beinahe bis auf das Werk genau den Punkt fixieren, wo der Durchbruch durch die „Schranke“ hätte erfolgen müssen und nicht erfolgt ist. Bei Georg Kaiser zum Beispiel „Gas“, bei Leonhard Frank „Der Mensch ist gut“. Alle Werke, die dahinter liegen, bedeuten gegenüber der in diesen Werken errungenen Position ein langsames unaufhaltsames Zurückweichen, einen Rückzug unter bestimmten sprachlichen Formen und Manövern, ein Unsicherwerden und Taften in der Problemstellung, die Akzente verschoben sich, das, was ihnen einst das wesentlichste und wichtigste war, die soziale Revolution, löst sich als Hintergrund, als Beiwerk, als Episode auf. Und das Resultat ist ein unentschiedenes „Zwischen-den-Klassen-Hängenbleiben“, ein „Weder — Noch“. Diese Atmosphäre hat die ihr eigene Sprache. Albert Ehrenstein, einer

der begabtesten Dichter dieser Art, hat in der Lyrik diesem Zwischenzustand den vollendetsten Ausdruck verliehen. Eine Hoffnungslosigkeit und Apathie, Müdigkeit, ein Zynismus und Sarkasmus, die einer tiefen Einsicht in die Abgrundlosigkeit und Sinnlosigkeit des eigenen Daseins entspringen. Ungelöst, unlösbar — ein monoton leiernder Rhythmus — kreist der Widerspruch. Ausichtslos, ausweglos. Die „Schranke“ ist zu einer Mauer, zu einem Gebirgsmassiv geworden, das dem Auge den Blick in jede lebendigere Zukunft entzieht. Sie sind trunken aus Schwermut und Verzweiflung. Sie schaffen unter einem Druck, der aus ihrem Blut noch einen Rest

lehten Blühens hervorpreßt. Ihre Schöpfungen sind wohl Blüten, aber „Blüten an einem tauben Ast“.

\* \* \*

Die Lehren unserer großen Meister Marx, Rosa Luxemburg, Lenin haben auch die Stellung der bürgerlichen Literatur in ihrer ganzen Tiefe und Breite längst sturmreif gemacht. Im Sturm der revolutionären Entwicklung wird auch der „Tote Punkt“ die Dichtung und die Philosophie, die sich darauf aufbauen, überwunden, im selben Maß, wie auch im Feuer der Klassenschlacht die bürgerliche Gesellschaft selbst aus den Fugen geht.

## Ein scheckiges Gelichter.

Von H. Frank.

In wüstem, krausem Chor,  
Mit süßlichen und schlimmen,  
Verbißnen Kläfferstimmen  
Berlegt, zerreißt mein Ohr  
Das scheckige Gelichter  
Der bürgerlichen Dichter.

Es frönt dem Kapital,  
Der Menschheit Widersacher  
Mit seinem blut'gen Schacher,  
Und selbst dem Gözen Baal  
Dies scheckige Gelichter  
Der bürgerlichen Dichter.

Drum weiß' ich ihm die Tür,  
Wenn es auch „wohlgesittet“  
Bei mir um Einlaß bittet,  
Und schelte nach Gebühr  
Dies scheckige Gelichter  
Der bürgerlichen Dichter.

## Aphorismen.

Von Joh. Ferch.

- Theologie ist die Technik, aus Ueberirdischem irdische Güter zu machen.
- Welche Ironie, daß die Bekämpfer der Sünde in dieser ihr tägliches Brot finden!
- Welch eine gottlose Zeit, in der eine Schutzvorrichtung mehr hilft als das Flehen um Gottes Schutz!
- Messelesen ist ein priesterliches Winkeladvokatentum.

Die Schriftleitung der Zeitschrift  
„Unsere Wirtschaft“

ist noch im Besitz von ganzen Komplexen  
früherer Jahrgänge der Zeitschrift,

die folgende Preise kosten:

1922 zu 2 Rubel 50 Kop., 1923, 1924 und 1925 zu 4 Rubel  
ein Jahreskomplex, das ein solides Buch mit höchst wichtiger Belehrung  
in allen Fragen der Wirtschaft, Kooperation, Landwirtschaft,  
Biehzucht, Gesundheitspflege usw. usw. darstellt. Außerdem  
findet der Leser darin die besten zeitgemäßen Erzeugnisse der Bele-  
tristik (Gedichte, Erzählungen, Naturbilder usw.) einheimischer  
und ausländischer Dichter und Schriftsteller.

Die Redaktion.

Demnächst erscheint im Deutschen Staatsverlag der Wolgarepublik ein

## Bauernkalender

für das Jahr 1927.

Voraussichtlicher Umfang 200 Seiten. Preis ungefähr 80 Kop.

Nebst kalendarischem Material enthält der Kalender wertvolle praktische Rat-  
schläge für den Landwirt und die Dorfaktivisten, ein genaues Verzeichnis der  
deutschen Kolonien nicht nur der Wolgarepublik (nebst Karte), sondern auch  
der ganzen Räte-Union auf Grund frisch eingeholter, neuester statistischer Daten,  
ferner Fachartikel über die wichtigsten Fragen unseres staatlichen und wirt-  
schaftlichen Lebens und schließlich einen unterhaltenden Teil.

Adresse: Deutscher Staatsverlag d. Wolgarepublik, Pokrowsk, Komm. rdenplatz 4.

# Der Staatsverlag

der Auton. Sozialistischen Räterepublik  
der Wolgadutschen. Verwaltung:  
Pofrowst, Kommunarenplatz Nr. 4.  
Vertretung in Moskau, Nikolskaja 10.

Buchhandlungen in Pofrowst, Marystadt, See'mann, Krasny-Kut, Balzer und Saratow.  
Handel mit Büchern, Kanzleizubehör, Schreibutensilien und photographischen Artikeln

## Neue Bücher

## Neue Bücher

erschienen!

	Rbl.	R.
<b>Lehrbücher:</b>		
<b>Die jungen Fischer.</b> Von F. Mattern. Preis . . . . .	1	90
Das Buch stellt ein vorzügliches Hilfsmittel für die Sommerschulen dar. Es basiert auf Arbeitsprozessen, die mit der Fischerei zusammenhängen (Rezeptknüpfen usw.) und regt zu selbständigem Forschen an. Arbeitsanweisung wird mit biologischer Belehrung günstig vereinigt. Das Buch ist populär geschrieben und vom Staats-Gelehrten-Rat bestätigt.		
<b>Kurzer Abriss der Russischen Geschichte.</b> 3 Teil. Von M. N. Pofrowst. Preis . . . . .	1	70
In 2. Auflage:		
„Im Freien.“ Naturgeschichtliches Lesebuch. Von A. Fischer. Preis . . . . .	1	55
„Such in die Welt.“ Von Chr. Delberg. Preis . . . . .	1	30
und andere Lehrbücher.		
<b>Bücher für den Bauer:</b>		
<b>Der Traktor „Fordson“.</b> Von A. Emich. Preis . . . . .	—	25
<b>Der Gemüsegarten.</b> Von A. Rothermel. Preis . . . . .	—	30
<b>Peter als Lektor.</b> Von A. Mattern. Preis . . . . .	—	45
und andere wichtige landwirtschaftliche Broschüren.		
<b>Die Lenin-Literatur ist verstärkt.</b>		
<b>Vom Weltkrieg zur Revolution.</b> . . . . .	—	40
<b>Das Leben Lenins und der Leninismus</b> . . . . .	—	50
<b>Zwei Taktiken der Sozialdemokratie.</b> Preis . . . . .	—	40
<b>Gen. Lenin</b> 2. Auflage. Von P. Kunte. Preis . . . . .	—	10
<b>Politische Literatur:</b>		
<b>Beschlüsse des 14. Parteitages der K(P)SU.</b> Preis . . . . .	—	50
<b>Religion und K(P)SU.</b> Preis . . . . .	—	40
<b>Farbige Karte der Wolgadutschen Republik.</b> Preis . . . . .	—	30

Ausgezeichnete Literatur für Jugendliche und Pioniere.

Ausländische Deutsche Bücher sind eingetroffen.

**Verlangt den neuesten Preiskatalog!**